



Bild 1: Rehe *Capreolus capreolus* im Spätwinter

Mai – Von Schönheit und Gift



Nein, wir wollen nicht von mittelalterlichen Lösungen für Eheprobleme berichten. Die Schönheit, der wir uns heute widmen wollen, ist das Reh (Bild 1). Rehe - klein, wie sie sind – sind als sogenannte Trughirsche nicht so sehr mit den anderen bei uns lebenden Hirscharten, den Rot-, Dam- und Sikahirschen, verwandt als vielmehr ausgerechnet mit dem riesigen Elch und dem arktischen Ren, aber auch mit den Wedelhirschen aus Amerika (Bild 2), die ihnen wenigstens ähnlich sehen. Diese Ähnlichkeit hat zu einem lang anhaltenden Wirrwarr geführt, als der Zeichentrickfilm „Bambi“, eines der großen Epen meiner Kindheit, in die deutschen Kinos kam.



Bild 2: ein Maultierhirsch *Odocoileus hemionus* als ein Vertreter der amerikanischen Wedelhirsche, von denen es mehrere Arten gibt.



Bild 3: Rothirsch *Cervus elaphus* mit Bastgeweih

Bambi war ein Rehkitz, zumindest in dem Buch, das dem Film zu Grunde lag, dessen Autor, Felix Salten, in Wien lebte. Als Walt Disney im fernen Hollywood die Geschichte für seinen Film aufgriff, stand er vor dem Problem, daß es in Amerika keine Rehe gab und sie deshalb auch kaum einer dort kannte. Also wurde die ganze Geschichte auf die Wedelhirsche übertragen. Solange der Film in Amerika gezeigt wurde, war damit auch alles gut. Da Disneys Zeichentrickfilme, mit Mickey Mouse, Donald Duck und wie sie alle hießen, seinerzeit überaus populär waren, war es nur eine Frage der Zeit, bis sie auch in Deutschland gezeigt wurden. Und damit begannen die Probleme.

Bambi wurde nämlich in der deutschen Version wieder ein Rehkitz, aber der im Film auftretende Vater von Bambi war unverkennbar ein Hirsch, denn er hatte nicht das kleine dreisprossige Geweih (Gehörn, wie der Jäger sagt) eines Rehs, sondern ein größeres mit mehr Enden, wie es eben die Wedelhirsche haben. In der deutschen Übersetzung löste man dann das Problem dergestalt, daß man kurzerhand die erwachsenen Tiere als Vater Hirsch und Mutter Reh bezeichnete. Dieser Kunstgriff der künstlerischen Freiheit lies eine ganze Biologielehrergeneration daran verzweifeln, ihren Schülern beizubringen, daß Rehe keinesfalls nur junge beziehungsweise weibliche Rot- oder Damhirsche sind, sondern eine eigene Art darstellen.

Übrig geblieben aus dieser Zeit ist, daß man immer wieder mal Darstellungen sieht, in denen Rothirschfiguren Wedelhirschgeweihe aufgesetzt werden; achten Sie mal darauf. Rothirsche haben Geweihe, deren Hauptstangen gerade nach hinten gerichtet sind, und deren Sprossen im Bogen nach vorne und oben weisen (Bild 3). Bei den Wedelhirschen hingegen biegt sich die Hauptstange nach vorne, so daß die Sprossen nach hinten weisen (Bild 2).

Das Reh selbst trägt demgegenüber nur eine kleine Geweihbildung, wie ja schon erzählt (Bild 4).



Bild 4: Rehbock im sommerlich roten Fell und mit Gehörn (= Geweih)

Vor allem haben Rehe aber keine Schwänze, ganz im Gegensatz zu den Wedelhirschen (Bild 2), die ja danach benannt sind (die Jäger sagen Wedel zum Schwanz!); und auch das Filmbambi ist mit einem buschigen Schwanz versehen, so daß der Fall eigentlich klar ist.

Dennoch glauben manche immer wieder, Rehe mit einem kleinen Schwanz gesehen zu haben (Bild 1). Aber dann sind sie auf die sogenannte Schürze hereingefallen. Die Schürze ist kein Schwanz, sondern lediglich ein Haarbüschel, das die weiblichen Geschlechtsteile bedeckt (Bild 5) und deshalb nur bei den Ricken, wie die Jäger die weiblichen Rehe nennen, vorkommt; den Böcken fehlt sie.

Bild 5: Flüchtende Ricke – die Schürze ist deutlich erkennbar





Bild 6: Hoch gewachsene, alte Eibe *Taxus baccata* ...



Bild 7: ...und ihre markanten roten Früchte

Soweit zur Schönheit – kommen wir zum Gift. Das Gift gehört einem der markantesten Bäume in unserer Landschaft, der Eibe (Bild 6, 7 und 8).

Die Eibe? Gibt's doch gar nicht bei uns. Stimmt. Gab es aber mal, und zwar ziemlich flächendeckend, doch das ist lange her. Die Eibe steht innerhalb der Nadelbäume etwas abseits. Sieht sie auf den ersten flüchtigen Blick wie eine Tanne oder Fichte aus, fruchtet sie im Gegensatz zu Fichte, Tanne, Kiefer, Lärche nicht mit Zapfen, die uns ja allen geläufig sind, sondern mit fleischigen, roten Früchten (Bild 7), die oft als Beeren bezeichnet werden, aber keine sind. Die Samen sind an der Spitze der Früchte sichtbar, aber von einem becherförmigen Mantel aus schleimigem Fruchtfleisch umgeben.

Sie ist ein altherwürdiger Baum, sowohl, was ihre ursprüngliche Position in der Evolution der Nadelbäume betrifft, als auch das Lebensalter, das sie erreichen kann: Stolze 2000 Jahre. Das heißt, die Eiben, derentwegen schon der alte Cäsar die germanischen Urwälder als dunkel und finster bezeichnet hat, müßten eigentlich noch am Leben sein. Sind sie aber nicht, denn man hat der Eibe in der Zwischenzeit übel mitgespielt. Zum einen hat die Eibe ein einzigartig dauerhaftes und flexibles Holz, so daß es speziell zum Bau von Bögen verwendet wurde (schon Ötzi hatte so einen dabei, vor 5200 Jahren!).

Schon das reichte aus, daß sich im 16. und 17. Jahrhundert regelrechte Handelsmonopole um das immer rarer werdende Eibenholz entwickelten. Selbstverständlich wurde Eibenholz auch zum Hausbau und vor allem zum Bau von Hafenanlagen benutzt. Ein Aderlaß, mit dem ein Baum, dessen Eigenschaft es ist, lange, aber langsam zu wachsen, nur schwer Schritt halten konnte. Vor allem aber

Bild 8: Alter Eibenstamm mit charakteristisch fleckiger Rinde

wurde sie von den Bauern, die ihr Vieh frei im Wald weiden ließen, bekämpft, denn Kühe und Pferde sterben, wenn sie sich den Magen mit Eibenlaub voll stopfen.

Das Gift der Eibe ist schon lange bekannt: Die Kelten bereiteten ein Pfeilgift daraus, und Abtreibungen konnte man damit auch nachhelfen. Alles an dem Baum ist giftig; na ja, fast alles: Einzige Ausnahme ist der rote Samenmantel (Bild 7); den kann man essen, aber die Samen und die Stiele muß man besser ausspucken, wenn man fatale Folgen vermeiden will.

So ist die Eibe im Laufe der Zeit dermaßen zugrunde genutzt und als obskure Giftpflanze gerodet worden, daß sie bei uns praktisch ganz ausgerottet worden ist.

Überlebt hat sie eigentlich nur, weil sie für den Gartenbau entdeckt wurde, denn man kann prima Hecken daraus schneiden. Diese Tatsache, und die



Bild 9: Eibe als Relikt auf einem Steilhang auf Rügen





Bild 10: Uralter Eibenbestand in einem natürlichen Buchenurwald (Dilijan, Georgien)

Bild 11: Ebenso – erkennbar ist der tiefe Schatten und der Mangel an Unterwuchs



übliche Kurzlebigkeit jeglicher Gartengestaltung hat leider zur Folge, daß man die prächtigen Stämme alter Bäume (Bild 8, 10 und 11) dennoch selten zu sehen bekommt. Was aber die meisten Gärtner bestätigen können, ist, daß sich die Eibe in Gärten willig selbst versamt.

Warum aber breitet sie sich dann nicht von den Gärten in die Umgegend aus, wie es viele andere Arten auch tun, und erobert sich die Wälder zurück? Die Antwort ist: Weil Rehe sie fressen. Das taten sie schon immer (und einige andere Waldtiere auch). Aber es macht natürlich einen Unterschied, ob überall große Eibenbestände stehen, von denen man etwas wegfuttert, oder ob es verstreute kleine Keimlinge sind, die man *en passant* mitgehen läßt. Und so verhindern heutzutage vor allem die Rehe eine Regeneration der Eibenbestände. Nur dort, wo Rehe ungern hin gehen - zum Beispiel steile Hanglagen - kommen heute noch ein paar übrig gebliebene Eiben natürlich vor, und das hat zum Mythos des Eibensteilhangwaldes als einzig geeignetem Wuchsort für Eiben geführt (Bild 9).

Tatsächlich ist es eher so, daß, bevor unsere Altvorderen die Eiben gnadenlos beseitigten, unsere natürlichen Wälder wohl an vielen Stellen eine geschlossene zweite Baumschicht aus Eiben im Unterwuchs gehabt haben dürften, wie man es anderswo auch heute noch beobachten kann (Bild 10 und 11). Dementsprechend schwierig ist es, Eiben wieder in den Wäldern anzusiedeln, wie verschiedene Programme inzwischen erwiesen haben. Natürlich kann man Eiben leicht in die Wälder pflanzen, aber wenn sie sich nicht vermehren können, bringt das nicht viel. Um Erfolg zu haben, müssen Eiben in geschlossenen Beständen angepflanzt werden. Der dichte Schatten der Eiben führt dann dazu, daß es für Pflanzenfresser unter den giftigen Bäumen nicht viel zu futtern gibt, so daß sie

Bild 12: Abgelegtes Rehkitz, durch seine Flecken im Falllaub gut getarnt





Bild 13: Mißtrauische Ricke am Waldrand

diese Bestände meiden und dann auch die Eibenkeimlinge dort nicht wegfressen. Außerhalb solcher Bestände inmitten sonstiger leckerer Pflanzen haben die Eibenkeimlinge jedoch kaum eine Chance.

Damit ergeben sich aber zwei Fragen: Warum fressen Rehe die Eiben überhaupt, und warum überleben sie das? Die erste Frage ist genau so wenig geklärt wie die zweite.

So hat man keine speziellen Anpassungen im Verdauungssystem der Rehe feststellen können. Man hat vermutet, daß Wiederkäuer allgemein weniger gefährdet durch das Eibengift seien, aber die Kuh ist auch ein Wiederkäuer, und die fällt tot um. Möglicherweise ist es einfach so, daß ein Reh nicht wie ein Rasenmäher frißt, wie Kühe es an sich haben, sondern mal hier und mal da etwas abnibbelt. Auf diese Weise kommt

dann einfach nicht die tödliche Dosis zusammen. Es gibt – und damit kommen wir zur ersten Frage – sogar die Vermutung, daß das Eibengift in sehr dünner Konzentration als Rauschdroge wirkt und die Rehe deswegen so erpicht auf die seltene Eibe sind.

Das Reh als Junkie! Interessanter Gedanke; so high sind sie dann aber nicht, daß man vermuten könnte, daß sie ihren Nachwuchs vernachlässigen, wie es die Junkies unserer eigenen Art ja durchaus öfter mal tun. Gerade jetzt im Mai stößt man ja gelegentlich auf Rehkitze, die allein und verlassen zu sein scheinen (Bild 12). Aber sie sind nur vorübergehend abgelegt und sehr wohl beaufsichtigt. Die Mutter, die irgendwo in der Nähe Futter sucht – womöglich Eiben – hat ein waches Auge auf ihr Kitz und wartet nur darauf, daß wir wieder verschwinden (Bild 13). Deshalb: Kurz hinschauen und sich freuen, aber dann auch zügig weitergehen und vor allem: Nicht streicheln oder ähnlichen Unfug – hat das Kitz erst einmal Menschengenuch, wird die furchtsame Mutter sich nicht mehr an das Kitz herantrauen und es letztlich verlassen. Und dann droht ihm - auch ohne Eibengift - ein elender Tod, und das wollen wir ja nicht.